

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit
Band: 23 (1971)
Heft: 24

Rubrik: Spielfilm im Fernsehen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sten. Der SRG-Generalversammlung bliebe dann tatsächlich nur noch die Bedeutung der Aktionärsversammlung einer defizitären Privatbahn Pioniere dürften gefeiert werden, und die letzten Unentwegten könnten Kritik ohne Widerhall

üben, während Ungeduldige auf das Zvieri warten. Das demokratische Spiel erführe in neuer Auflage seine Zelebration: wenigen zur Freude, vielen zur Beruhigung ihres Gewissens. Urs Jaeggi

23. Dezember, 20.15 Uhr, ARD

Ninotschka

Ernst Lubitsch hat dem Filmpublikum viele funkelnde Komödien beschert. Sein grösster Erfolg dürfte «Ninotschka» (1939) gewesen sein, wo die Zuschauer Greta Garbo zum erstenmal in einem Lustspiel sahen. In der Rolle einer anfangs sehr linientreuen Genossin aus der Sowjetunion wird sie nach Paris geschickt, um drei unzuverlässige Abgesandte Moskaus zur Rason zu bringen, die Schwierigkeiten mit dem Verkauf gewisser Juwelen haben. Dort verliebt sie sich in einen charmanten Grafen, den sie eigentlich nur als «Produkt einer untergehenden Kultur» studieren wollte. Natürlich geht das nicht ohne Komplikationen ab, was Lubitsch wiederum reichlich Gelegenheit gibt, in diesem amerikanischen Spielfilm sowohl im Dialog wie in den Bildern ein wahres Feuerwerk von Pointen abzubrennen. Ein Höhepunkt seiner Inszenierungskunst ist hier die Szene, in der Graf Léon Ninotschka in einem kleinen Arbeiterlokal zum Lachen bringen will. Wie ihm das gelingt, bereitet dem Publikum, das die Garbo bis dahin noch nie lachen sah, doppeltes Vergnügen.

SPIELFILM IM FERNSEHEN

19. Dezember, 14.00 Uhr, DSF

Fifi la Plume

Der Einfall ist reizend: Ein Dieb wird zum Engel. Im Zirkus, wohin er flüchtet, die Taschen voll gestohlener Uhren, macht man ihn zum Vogelmenschen. Er lernt fliegen. Und die Flügel, die man ihm am Rücken montiert, wachsen an. Fortan stiehlt der Dieb nur noch zur Freude seiner Geliebten und zum Ärger seines Rivalen. Doch er bleibt nicht unbehelligt: Mit Hunden, mit Autos und mit einem Helikopter macht man Jagd auf ihn, und nach einem unfreiwilligen Sturz ins Meer wird der gefallene Engel an einsamer Küste angeschwemmt. Dort entdeckt er das ländliche Paradies auf Erden. Und dorthin zieht er am Ende mit seiner Liebsten, die ihm die Flügel stutzt. An seiner Statt trägt jetzt der Kleine Flügel, den die beiden, der Dieb und die Zirkusreiterin, zeugen. Albert Lamorisse, der französische Filmschöpfer flämischer Abstammung, der im vergangenen Jahr bei Dreharbeiten mit dem Helikopter im Nahen Osten abgestürzt und ums Leben gekommen ist, sagte selbst zu seinem Film: «Wenn Ikarus ins Meer fiel, so landet Fifi la Plume auf einem Floss, ohne sich auch nur die Nasenspitze nass zu machen. Er ist eben ein Pfiffikus und ein Tausendsassa in einer Person. Komik ist für mich in diesem Film vor allem die Komik der Bewegung, die Komik der Situationen.» «Fifi la Plume» ist auch für Jugendliche sehr geeignet.

19. Dezember, 20.15 Uhr, DSF

Sie und er

Japanischer Spielfilm von Susumu Hani

«Mich beschäftigt der Prozess, mit dem der Mensch zu sich selber findet», sagte der japanische Regisseur Susumu Hani im Jahre 1964 in Berlin. An den Internationalen Filmfestspielen zeigte er seinen Film «Sie und er» und gewann den «Silbernen Bären». Dieses Werk dürfte einem europäischen Publikum in Aussage und

Stil vertrauter vorkommen als andere japanische Filme. Bezüge zum absurden Theater, aber auch zu den Filmen eines Antonioni oder Resnais werden hergestellt. Susumu Hani schildert wirklich den Prozess, mit dem der Mensch zu sich selber findet. Er zeigt, wie eine Frau aufgestört wird aus der Ruhe ihrer Wohlstandswelt, wie diese Welt unvermittelt die Sicht freigibt aufs Elend der andern. Die Frau, die wir am Ende des Films sehen, wird niemals wieder wie die Frau zu Anfang des Films sein. Sie ist, im Gegensatz zu ihrem Mann, der im Mauerwerk seines Durchschnittsbürgertums gefangen bleibt, auf die Tiefe ihres eigenen Empfindens gestossen: Sie ist «sehend» und zu einem sozialen Wesen geworden. Sie hat ihr Herz der Mitwelt geöffnet.

20. Dezember, 22.35 Uhr, ARD

Tod durch Erhängen

«Koshikoi» von Nagisa Oshima

Ein junger Koreaner ist in Japan wegen Vergewaltigung und Mordes an zwei Mädchen zum Tode verurteilt worden. Die Exekution misslingt, der Verurteilte bleibt am Leben, scheint aber durch den Schock das Bewusstsein seiner Identität verloren zu haben. Um ihm seine Schuld in die Erinnerung zu rufen und damit die rechtlichen Voraussetzungen für die Wiederholung der Hinrichtung zu schaffen, spielen ihm die Justizbeamten seine Taten realistisch vor. Der Prozess, den sie damit in Gang setzen, wird zu einer dramatischen Abrechnung mit inhumanen staatlichen und gesellschaftlichen Mechanismen. Der japanische Spielfilm «Tod durch Erhängen» (1968) war die Sensation des Festivals in Cannes 1969; sein Regisseur Nagisa Oshima gilt als der radikalste Gesellschaftskritiker unter den jüngeren japanischen Filmemachern. Seine Filme durchbrechen Tabuschränken mit einer Rücksichtslosigkeit und Aggressivität, die Europäer bestürzen können. Darin sind sie Ausdruck einer Empörung mit unverkennbar anarchistischen Zügen.

25. Dezember, 20.10 Uhr, DSF

Ueli der Knecht

Eine ganze Reihe von Schweizer Filmen, teils solche, die Weltruhm erlangten, teils andere, die ganz auf «unsere Provinz» abgestimmt waren, soll uns wiederbegegnen. In lockerer Folge führt uns das

Ein Dieb als Engel: Philippe Avron in Albert Lamorisses köstlichem «Fifi la Plume»



Deutschschweizer Fernsehen in diesem und im kommenden Jahr eine grosse Anzahl von Werken vor Augen, die aus den Tagen von «Papas helvetischem Kino» stammen. Manche von ihnen dürften gewiss noch heute überaus sehenswert sein. «Ueli der Knecht», im Jahre 1954, zur Feier des hundertsten Todestages von Jeremias Gotthelf gedreht, ist wohl Franz Schnyders beste Gotthelf-Verfilmung. Der Regisseur hat sich mit sauberem filmischem Handwerk begnügt und eine unpräzise Illustration zum Buch geliefert. Richard Schweizer, der das Drehbuch schrieb, nahm sich die Mühe, die wesentlichen und wirkungsvollen Episoden aus dem Buch hervorzuheben, mit einem Kommentar zu versehen, der sich getreu an Gotthelfs Denkweise hält, und die Filmgeschichte mit Dialogen auszustatten, die zum grossen Teil den Gesprächen der Originalerzählung entnommen sind. — Am 2. Januar zeigt das Schweizer Fernsehen den Film «Ueli der Pächter».

27. Dezember, 21.00 Uhr, ZDF

Weihnachten mit Elisabeth

«Vanoce s Alzbetou» von Karel Kachyna

Der fünfzigjährige Lastwagenfahrer Hubert bekommt einen neuen Beifahrer zugeteilt. Zu seiner Überraschung ist es ein Mädchen: die junge Elisabeth, aus der Erziehungsanstalt zur Bewährung entlassen. Sie bringt das Leben des biederen und gewissenhaften Arbeiters völlig durcheinander. Ihr unkonventionelles, respektloses Benehmen ist eine ständige Herausforderung für Hubert, der über keine Erfahrung im Umgang mit jungen Leuten verfügt. Der Film «Weihnachten mit Elisabeth» (1968) schildert nicht nur einen gängigen Generationskonflikt, der in eine Romanze mündet. Er gibt gleichzei-

tig zahlreiche Informationen über die soziale Wirklichkeit in einer tschechoslowakischen Genossenschaft.

Regisseur Karel Kachyna (47) bindet seine Menschen überzeugend in ihre unterschiedliche Milieu- und Geschichtserfahrung. So wie Hubert die Verhaltensmuster und Wertvorstellungen seiner Sozial-sphäre praktiziert, lehnt sich Elisabeth, mehr oder weniger bewusst, gegen die Ordnungsprinzipien des Alten auf. Die kurze Szenenfolge, die knappen Dialoge und die Beschränkung auf wesentliche Details sind die stilistischen und dramaturgischen Merkmale dieser Momentaufnahmen eines sozialistischen Alltags. Auffallend ist die ironische Distanz, auf der Kachyna besteht.

28. Dezember, 21.00 Uhr, ARD

Warum läuft Herr R. Amok?

Fernsehfilm von Michael Fengler und Rainer Werner Fassbinder

Herr R. — Anfang dreissig — ist technischer Zeichner in einem Architektenbüro. Sein Gehalt ist nicht fürstlich, aber ausreichend. Ausserdem hat er in einer anderen Stadt eine bessere Stellung in Aussicht; denn man schätzt ihn und seine Arbeit. Die Ehe des Herrn R. wird von seiner Frau bestimmt. Der scheinbar sanfte und unkomplizierte Herr R., ein schlichter Mensch, der wie ungezählte andere dahinlebt, ein alltägliches und doch irgendwie beklemmendes Dasein, dieser Herr R. begeht dann eines Tages das Unvorstellbare und Unvermutete: ruhig, ohne Zeichen äusserer Erregung erschlägt er seine Frau, eine ihrer Freundinnen und das Kind. Am nächsten Morgen erhängt er sich in der Toilette seines Büros. Den Autoren Michael Fengler und Rainer Werner Fassbinder ging es bei diesem Stoff, einem «Fall, wie er fast jeden drit-

ten Tag in der Zeitung steht», nicht so sehr darum, die psychologische Motivation aufzuzeigen, als vielmehr «möglichst exakt Stationen im Tagesablauf des Mannes» nachzuzeichnen. Der Film wurde zwar nach einem Konzept, aber ohne eigentliches Drehbuch geschaffen. Alle Dialoge wurden improvisiert, und die Kamera hatte wie im «Cinéma-vérité» nur eine beobachtende Funktion, so dass lange Sequenzen ohne Unterbrechung einfach durchgedreht wurden.

29. Dezember, 14.55 Uhr, ARD

Jour de Fête

Erster Spielfilm von Jacques Tati

Monsieur Hulot, das liebenswürdige Geschöpf des Komikers Jacques Tati, gehört sicher zu den reizvollsten Figuren, die der Film seit den fünfziger Jahren hervorgebracht hat. «Jour de Fête» entstand in den Jahren 1947 bis 1949 in dem kleinen Ort Sainte-Sévère, wo Tati während des Krieges lebte. Er produziert sich darin als ein kauziger Landbriefträger, der in ständigem Kampf mit seinem alten Fahrrad liegt. Auf einer Dorfkirmes sieht er einen Film über das amerikanische Postwesen. In seinem Eifer, den schnellen Amerikanern nicht nachzustehen, entwickelt er daraufhin ein Tempo, dem selbst die Profis der Tour de France nicht gewachsen sind.

Seine ersten Erfolge als Komiker hatte Tati in Paris, als er als Pantomime in einer grotesken sportlichen Glanznummer auftrat. Eine begeisterte Kritik der Colette («Er hat etwas erfunden, das halb Tanz, halb Sport, halb Satire und halb lebendes Bild ist») ebnete ihm den weiteren Weg; unter anderem trat er als Partner der Mistinguette und Maurice Chevaliers auf. Über seine Filmarbeit meinte Tati, der als Sohn eines nach Frankreich emigrierten Russen eigentlich Jacques Tatischeff heisst: «Ich glaube, dass sich die Komik heute immer mehr auf die Wirklichkeit hin orientieren muss und wird. Ich bin froh, dass ich dieses Fenster zu einer neuen Form filmischer Komik geöffnet habe...». Am 31. Dezember, 14.45 Uhr, zeigt das Erste Deutsche Fernsehen mit «Mon Oncle» einen weiteren Spielfilm von Jacques Tati.

31. Dezember, 14.20 Uhr, ZDF

The Gold Rush

Charles Spencer Chaplin, der grosse Darsteller und Regisseur, wurde am 16. April 1969 achtzig Jahre alt. Er wurde in London geboren. Schon die Eltern Chaplins



In «Sie und er» beschäftigt sich der Japaner Susumu Hani mit dem Prozess, in dem der Mensch zu sich selber findet

arbeiteten im Showgeschäft, beim Variété, aber die Verhältnisse waren ärmlich. Deshalb trat Charlie bereits mit fünf Jahren in einer Music Hall auf und verliess die Bretter von da an nur noch, wenn es keine Rollen für ihn gab. Mit 17 Jahren war er ständiges Mitglied einer Truppe, die auch auf den Kontinent und – 1910 und 1912 – nach Amerika auf Tournee ging. Bei der zweiten Reise fiel Chaplin einigen amerikanischen Filmproduzenten auf und erhielt daraufhin 1913 seinen ersten Vertrag in den Vereinigten Staaten, die bis 1952 seine Wahlheimat werden sollten. Vertrag reihte sich nun an Vertrag, Erfolg an Erfolg. Dutzende von Stummfilmen mit dem beliebten Komiker entstanden. Im Jahre 1918 gründete er seine eigene Firma, die «Chas Chaplin Film Co», und 1919 schliesslich, zusammen mit Mary Pickford, Douglas Fairbanks und D.W. Griffith, die «United Artists». Unter diesem Zeichen entstand 1925 der «Goldrausch» (The Gold Rush), bis heute wohl Chaplins berühmtester Film. Der Stummfilm wurde inzwischen mit Musik unterlegt. Der Film blieb jedoch «ohne jedes heitere Hintergrunds-Gerede, mit dem manche Neubearbeitungen den Bann des Stummfilm-Schweigens brechen wollen. Konrad Elfers hat sich vielmehr eine Musik dazu einfallen lassen, die Blässe genug hat, nur selten zu stören, aber auch laut genug ist, um dem Publikum den akustischen Horror vacui zu nehmen.» Charlie Chaplin, mit Melone, Stöckchen und schäbigem Anzug erscheint im «Goldrausch» als Gegenpol einer bürgerlich-saturierten Gesellschaft. Er gibt in dieser dramatischen Komödie nicht nur einen ironischen Kommentar zur Geldgier des Menschen; er zeichnet auch ein Porträt des Leidens und vergeblichen Hoffens. Zugleich erreichen seine grotesken Einfälle hier einen kaum wieder überbotenen Höhepunkt. Drei Szenen vor al-

lem sind mit Recht in die Filmgeschichte eingegangen: der Tanz der Brötchen, die Mahlzeit mit dem gekochten Stiefel und die Verfolgungsjagd um die Hütte, wo Charlie seinem vor Hunger delirierenden Kumpanen als gemästetes Huhn erscheint.

3. Januar, 21.00 Uhr, ZDF

The Lady Vanishes

«The Lady Vanishes» («Eine Dame verschwindet») war 1938 der vorletzte Film, den Alfred Hitchcock in Grossbritannien inszenierte, bevor er nach Hollywood ging. Das Drehbuch hatten Sidney Gilliat und Frank Launder, zwei namhafte britische Autoren, die später selbst Filme produzierten und inszenierten, nach dem Roman «The Wheel Spins» von Ethel Lina White effektiv erarbeitet. Hitchcock inszenierte es in den Gainsborough-Studios, deren Stil in dem Film deutlich zu spüren ist. Er benutzte ungewöhnlich viele Miniaturkulissen und Transparente. Auch sie tragen zu jener eigentümlich unwirklichen Atmosphäre bei, die heute wie Patina über der betont spielerisch und komödiantisch angelegten Handlung dieses Films liegt.

Reizvoll ist die schauspielerische Besetzung. Während die noch junge Margaret Lockwood damals schon eine erfahrene Filmdarstellerin war, stand der 30jährige Michael Redgrave zum ersten Mal vor der Kamera. Übrigens war «Eine Dame verschwindet» – nach «Number Seventeen», «The 39 Steps» und «The Secret Agent» – der vierte Film Alfred Hitchcocks, in dem ein Eisenbahnzug eine wichtige Rolle spielte.

Anschliessend Diskussion. (Vgl. ZOOM Nr. 20/1971, S. 10.)

14./28. November 1971, 10.00 Uhr:

Fakten – Zeugnis – Einwände
Pfarrer Marguerite Altwegg (Biel) nimmt Stellung zum Thema «Abtreibung» und beantwortet Zuschauerfragen.

Deutschland I:

20. November 1971, 17.15 Uhr:

Blickfeld

Kirche und Gesellschaft – aktuell.

22. November 1971, 22.50 Uhr:

Legalisierter Schwangerschaftsabbruch?
Filmbericht von Christa Becker.

Die Massenmedien hätten dieses Thema sicher nicht in ihr Programm aufgenommen, wenn sie nicht ein breites und lebhaftes Echo in der Öffentlichkeit erwarteten. Um so mehr als ja die ungeheure Dunkelziffer der illegalen Abtreibung hinlänglich bekannt ist. («Jede dritte Schweizerin hat abgetrieben.») Es gibt aber verschiedene Indizien, die darauf hinweisen, dass das Publikumsecho doch nicht in dem Masse erfolgt ist, wie dies erwartet wurde. Nach allen bisherigen Anschauungen über die Wirkung der Massenmedien hätten diese Sendungen und Reportagen doch eigentlich Funken im Pulverfass bilden müssen, um so mehr als die vielzitierte Sexwelle, indem sie so viele bisher anerkannte Tabus niederriss, auch hier den Weg hätte freispielen müssen. In der Tat besteht ein Zusammenhang zwischen der Sexwelle und dem Schweigen über die Abtreibung, wenn auch in einem etwas anderen Zusammenhang, als die Fernsehjournalisten dies annehmen.

Die bereits klassisch gewordene Untersuchung von Kinsey über das Sexualverhalten des Mannes und der Frau hat, als vielleicht einzig bleibendes Ergebnis, die Erkenntnis gebracht, dass das Sexualverhalten der Menschen eng zusammenhängt mit ihrem sozialen Standort und vor allem mit ihrem Bildungsgrad. Personen, die in den oberen Rängen der gesellschaftlichen Struktur stehen, oder solche, die über einen breiteren Bildungsgrad verfügen, stehen der Sexualität im allgemeinen viel positiver gegenüber, pflegen eine breitere Palette ihres Sexualverhaltens und anerkennen weniger Tabus als die sogenannte «breite Masse». Presse- und Fernsehjournalisten können vorwiegend in diese Kategorie eingereiht werden, und sie sind es, die meistens über die sogenannte Sexwelle die Nase rümpfen, weil sie ihnen im allgemeinen nichts Neues bringt. Die «breite Masse» hat da heute noch einen ganz anderen Standpunkt, davon weiss jeder Pfarrer oder Lehrer ein Lied zu singen, der schon einmal den schüchternen Versuch einer halbwegs fortschrittlichen Sexualerziehung gemacht hat.

Die Soziologen werden feststellen, dass die Sexwelle der sechziger Jahre die Grenzen verschoben hat. Sexuelle Auflockerung war von da an nicht mehr das Privileg einer sozialen Minderheit, son-

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Diskutierende Minderheit

oder ein Beitrag zum Thema Manipulation

In den Massenmedien des deutschen Sprachgebietes gibt es gegenwärtig einen Boom von Beiträgen, die sich mit der Legalisierung der Schwangerschaftsunterbrechung beschäftigen oder zumindest die Reformierung des entsprechenden Paragraphen im Strafgesetz zum Thema

haben. Nachdem die Hamburger Illustrierte «Stern» mit einem Massen- und Prominentenbekenntnis («Ich habe abgetrieben!») die Initiative dazu unternehmen hatte, zogen die Fernsehanstalten nach. Allein in den letzten zwei Monaten waren auf dem Bildschirm zu diesem Problem folgende Sendungen zu sehen:

Deutschschweizer Fernsehen:

1. Oktober 1971, 20.25 Uhr:

Abtreibung in der Schweiz

Ein Bericht von J. Eduard Morf und Viktor Meier-Cibello.